

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 33.

Grand Island, Nebr., 30. August 1912 (Zweiter Teil.)

Nummer 3

Sprüche.

Von Hans Klyer.
Milde dies und bilde das,
Führe nur die frohen Hände,
Klingel du ohne Unterlaß,
Es gelingt dir auch am Ende.

Kannst die Blüte nicht ergraben,
Wächst die Wurzel doch von innen,
Wißt du das Lauerndes gewinnen,
Wußt du gute Weile haben.

Was du heute nicht beginnst,
Wirst du morgen nicht vollbringen,
Jeder Tag, den du gewinnst,
Düßt dem nächsten zum Gelingen.

Tag um Tag und Nacht um Nacht,
Wie sie fliehen aus den Händen,
Schnell, eh' sie sich wieder wenden,
Sei dein Meisterstück gemacht.

Laß dein Werk nun aus den Händen,
Was du heut nicht kannst vollbringen,
Morgen wirst du es vollenden.

Der kühnste Esser.

Von Richard Staben.

Jacob Schöneberger saß am Tisch und pustete aus seiner kleinen Jagdpfeife die Tabakwolken in die Luft. Wenn der Wind die Regentropfen ganz besonders kräftig gegen die Fenster Scheiben warf, knurrte er: „Miserables Wetter“ und Waldmann, der am Ofen lag und alle Biere von sich streckte, erlosb ein hüdnisches Stöhnen. Da kam Nachbar Ludwig zu Besuch und erklärte: „Du, wenn nicht alle Anzeichen trügen, ändert sich das Wetter noch im Laufe der Nacht. Der Wind beginnt sich zu drehen und wenn er nicht mehr aus dem westlichen Wafserloch bläst, dann karrt sich's auf.“ „Das war die höchste Zeit“, meinte Schöneberger, wenn wir noch einmal zur Jagd gehen wollen, müssen wir uns dazu halten, denn die Schonzeit rückt uns auf den Leib. Ich hab die Bekanntmachung schon im Amtsblatt gelesen.“

„Na also“, Ludwig machte sich schon wieder zum Fortgehen bereit, „dann hole ich dich morgen früh ab. Die Tage sind kurz und da müssen wir zu guter Zeit losgehen. Also mach dich rechtzeitig parat, ich komme bestimmt.“ Als er zur Tür hinaus ging, gab er Waldmann noch einen liebevollen Fußtritt, der diesem Anlaß zu einem freudigen Geinweinen bot.

Und wirklich schritt Ludwig am anderen Morgen in vollem Jagdostium über den Hof, Schöneberger hatte ihn schon erwartet und ohne Zaudern begann die Jagdpartie mit Waldmann an der Spitze, der seinen Eifer kaum zu zügeln vermochte. Der Wind war im Laufe der Nacht tatsächlich umgekehrt, er blies ganz kräftig aus dem Ofen und hatte all' die Pfützen und Tümpel mit einer Eiskruste überzogen, die allerdings nicht derart stark war, daß sie dem harten Tritt eines Menschen standhalten vermochte. Da war ein Spaziergang quer über Wiesen und Felder ein beschwerliches Ding: man brach bei jedem zweiten Schritt ein und Waldmann ging den Eisflächen sorgfältig aus dem Wege, denn am Schlittschuhlaufen fand er gar keinen Gefallen. Zudem lagen die Hasen so fest, daß man schon auf sie treten konnte, ehe sie sich aufmachten und das Weiße suchten. Unter diesen Umständen machte das Jagen nicht das richtige Vergnügen, so daß Ludwig nach mehreren Stunden fruchtlosen Umherlaufens erklärte: „Weißt du, Schöneberger, 's ist heut gar nicht richtiges Los. Außerdem beginnt mir der Magen zu knurren und der scharfe Wind seht mir auch ordentlich zu.“

„Na ja, recht hast du“, erwiderte Schöneberger, „aber den vorliegenden Aker wollen wir doch noch mitnehmen. Vielleicht komme ich noch einmal zum Schuß. Dann biegen wir gleich links ab und kommen auf die Friedersdorfer Chaussee. Im Kretscham können wir was ordentliches zu essen kriegen, auch ich verfüh' einen Mordshunger.“

„Na, meinetwegen: also der Aker noch“, knurrte Ludwig, und beide trotteten vorwärts. Und wirklich hatte Schöneberger das Glück, einen Hasen, der dicht vor ihm in die Höhe fuhr, niederzujatzen, so daß der Jagdstreitzug wenigstens nicht ganz erfolglos verlaufen war. Waldmann gab eine diebische Freude zu erkennen, und nahm sofort wieder die Spitze, als er merkte, daß es heimwärts ging. Das war aber auch Zeit, denn ein leichter Nebelschleier senkte sich nieder und machte die Luft unsichtig, der Wind erhob sich stärker, so daß man gegen ihn ankämpfen mußte und jeder war froh, als endlich die Friedersdorfer Chaussee erreicht war, auf der man kräftig ausbreiten konnte, ohne in Gefahr zu geraten, von Zeit zu Zeit Bekanntheit mit einem Waffertümpel zu machen.

Im Kretscham ging's bereits hoch her und die Jäger machten sich in der behaglich warmen Gaststube bequem, während Waldmann durch eifriges Schnuppen zu ergründen suchte, welche Folge die Speisefarte aufwies.

„Also Frau Wirtin“, kommandierte Schöneberger, „leht aber herangeleht.“ Zuerst ostpreussischen Maitrant, aber mit dem Trant nicht gespart. Dann essen, essen, ich habe Hunger, sage ich Ihnen, Hunger.“ „Und ich erst“, Ludwig griff mit beiden Händen nach dem Speisegabel, „daß, was da drauf steht, das eh ich von oben nach unten und von unten wieder herauf, ohne daß ich mit dem Magen verderbe.“

Allgemeines Gelächter ringsum. „Das möchte ich denn doch beweiheeln“, mischte sich ein Gast vom Nebentisch in das Gespräch. „Mit nem kräftigen Magenlatarrh würden Sie sich belassen. Ja, wenn Sie einen sprechenden Hund hätten und der sagte das, dann möchte ich's eher glauben.“

„Verheirlester, was Sie da reden, trifft in keiner Weise zu“, Ludwig sah sehr erregt aus, „dieser Hund da, der übrigens nicht mein, sondern meinem Freunde Schöneberger gehört, dieser Waldmann“ — der Hund kam schwanzwedelnd näher — „dann zwar viel verzehren, aber ich bin imstande, noch viel mehr zu verheilen. Nicht Schöneberger?“

„Das weiß ich nicht“, gab der pölegmatisch zurück, „aber mit meinem Waldmann möchte ich kein Bestellen veranstalten, der schlingt ohne Wahl und Qual alles hinunter, was ihm vor's Maul kommt.“ „Du redest das so, mein lieber Schöneberger“, Ludwig lachte, „in der Wirklichkeit tut sich das ganz anders.“

„Tut sich gar nicht anders“. Jetzt geriet auch Schöneberger in die Wölle. „Mein Waldmann würde meinen Hasen bis auf die Knochen vertilgen, wenn ich den abziehen und braten lassen würde.“

„Das mag sein“, Ludwig lächelte malitios, „dann esse ich den zweiten.“ „Du wärst mir gerade der Richtige“, Schöneberger trumpfte jetzt auf, „wenn du eine Keule und ein Mittelstück intus hast, liegst du auf der Strecke.“

„Kannst reden, was du willst, mein Fester“, Ludwig spielte sich als den Ueberlegenen heraus, „die Sache steht doch einfach so: ich behaupte, ich esse mehr wie dein Hund frist, und du behauptest das Gegenteil. Reden wir also nichts weiter, sondern warten wir, einberstanden?“

Die gesamten anderen Gäste, die sich an den Tisch gedrängt hatten, stimmten jubelnd dem Vorschlag zu. Schöneberger wurde unruhig: „Wetten?“, dehnte er, „wetten?“ „Aber man lieh in ihm gar keine Bedenken aufkommen, von allen Seiten wurde auf den Abschluß einer Wette gedrängt. Ludwig gab schließlich den Ausschlag:

„Freunden“, meinte er, „kannst ohne Sorgen zustimmen. Ich schaff's mit dem Hunde schließlich doch nicht. Und zudem um eine Million werden wir doch nicht wetten, so viel hast ja gar nicht. Aber ich meine so die Wette für heute abend bis um zehn Uhr für alle bis jetzt Anwesenden. Und dann stellst du einen Zweisepänner auf deine Kosten, der uns beide und deinen Waldmann, der sich schwer auftraffen wird, nach Hause fährt. Einberstanden?“

Die übrigen Gäste waren für eine solche Wette von der höchsten Begeisterung erfüllt — auf jeden Fall gingen sie einem billigen Abend entgegen. Und auch Schöneberger schien kein Mißtrauen nach und nach zu gewinnen zu lassen. Was waren denn auch weiter dabei? Verlieren würde er auf keinen Fall, denn der Magen seines Waldmann verführte über eine schier unergründliche Tiefe, davon hatte er mehr denn einen Beweis bereits erhalten.

„Na, meinetwegen“, er schlug zuversichtlich in die Rechte seines Freundes ein, „also die Wette bis um zehn Uhr für alle die anwesenden Herren, dann den Zweisepänner... topp!“

„Topp“, Ludwig ließ die ineinander verschlungenen Hände durch einen Unparteiischen lösen und das Bestellen konnte beginnen. „Also“, fuhr Ludwig fort, „ich kann wählen, worauf ich Appetit habe. Gut, nehmen wir zuerst eine Suppe. Also Kraftbrühe mit Reis. Gibts' so was?“

Die Wirtin geriet in eifrige Verlegenheit. „Sind Sie nicht schüchtern“, raunte ihr einer der Gäste zu, „s' ist nicht weiter wie 'ne Reissuppe.“ „Ach so“, meinte die Frau

leise, „die krieg ich allemal heraus“, — damit verschwand sie in der Küche. Auguste deckte mit der ihr eigenen Grazie den Tisch und Waldmann sah mit großen Augen dabei und leckte sich das Maul, sein tierisch-seelischer Gleichmut schien auf das höchste erschüttert zu sein.

Endlich wurde die Suppe gebracht: ein gefüllter Teller für Ludwig, eine gefüllte Schüssel für Waldmann. Natürlich dampften die Gefäße. Der Hund blühte mißtrauisch in den Brodem, zog aber doch die Nase hoch ob des angenehm erwärmenden Duftes, der in dieselbe stieg. Ludwig löffelte kräftig darauf los, mußte aber doch hin und wieder innehalten, bis sich die Suppe etwas abgekühlt hatte. Als Waldmann merkte, daß die Gefahr des Maulverbrennens für ihn vorüber war, machte auch er sich heran: fünf, sechs kräftige Schlucke und die Schüssel war leer.

Die Gäste lachten. Schöneberger lobte: „Bravo, Waldmann“, und strich mit der Hand liebevoll über den Kopf des Fieres, das von seinem Plage nicht fortzutreiben war. „Im ersten Gange hab ich verloren“, meinte Ludwig gleichmütig, „aber 's gibt ja noch mehr. Also, Frau Wirtin, braten Sie mal zu gleichen Teilen ein gutes deutsches Beefsteak mit je zwei Kartoffeln, Nummer eins für mich, Nummer zwei für Waldmann.“

Natürlich wurde in den zwanzig Minuten, die zur Fertigstellung notwendig waren, auf allen Seiten kräftig gezecht, und Ludwig mußte manchen Witz einfallen und manches Wort hören, zu dem er nur gute Miene zum bösen Spiel machen konnte. Aber er blieb in stoischer Ruhe sitzen. Als der Geruch des gebratenen Fleisches aus der Küche in das Gastzimmer drang, konnte sich Waldmann eines Anfalles von Nervosität kaum ganz erwehren, und trotzdem ihm sein Herr zehmal sein „bon“ zurief, — Schöneberger war ein englisch dressierter deutscher Jäger — trotzte der Hund ohne Unterlaß umher zwischen der Küchentür und dem Platz seines splendiden Gönners.

Ja, die Beefsteaks — oh, verbreiteten die einen appetitlichen Geruch! Ludwig begann langsam und bedächtlich sein Stück Fleisch zu bearbeiten, Waldmann aber drehte einige Male mit der Wote die Schüssel um, damit er sich nicht verbrenne. ... dann ein kräftiger Happ-Happ — noch einer und das Beefsteak war verschwunden, die beiden Kartoffeln folgten mit derselben Wupzigkeit, und ein paar kräftig schleudernde Zungenstriche säuberten die Schüssel ebenso sorgfältig, wie es in der Küche hätte gesehen können. Ludwig aber sah dabei und laute, laute ... das umfliegende Auditorium wollte sich ausschütten vor Lachen, und Schöneberger war des Lobes voll. „Brav, mein Waldmann, brav!“, lobte er seinen Hund einmal um das andere.

Ludwig aber wollte die Wette nicht verlieren, er bestellte noch zwei Schnitzel. Die hatten natürlich dasselbe Schicksal wie die Beefsteaks: Waldmann räumte prompt und leicht die Schüssel, sein Gegner ging bedächtig vor und laute wiederum in aller Bedächtigkeit und meinte ruhig: „So, jetzt kommt der Nachschick!“

„Alles staunte. „Was brauchst denn noch Nachschick?“ fragte Schöneberger.“

„Ja, weißt du“, lachte Ludwig, „s' handelt sich um den Magen-schluß. Also jetzt meine Herren, jetzt mein lieber Freund Schöneberger, der Nachschick!“ Ludwig ging in die Küche und kam zurück mit einem Stück Brod. Das schnitt er in zwei Hälften, eine begann er zu verzehren, die andere legte er in die Hundeschüssel. Waldmann ging an dieselbe heran, schnupperte am Brode, warf seinem Futtermeister einen Blick zu, der von beleidigter Strotze, ließ das Brod liegen, klemmte den Schwanz ein, zog von dannen und legte sich unter den Stuhl seines Besitzers Schöneberger.

„Was machst du denn?“ war dieser aufgesprungen. „Ich esse weiter“, kam die ruhige Antwort zurück, „ich bin noch nicht satt und muß noch einen Bissen Brod als Magen-schluß zu mir nehmen. Dein Hund weiß das zurück, also mußt du die verlorene Wette bezahlen.“

„Lautes Hallo ringsherum. Aber an der Tatsache selbst war nichts mehr zu ändern: Waldmann lag puschend unter dem Stuhle und Ludwig laute an einem Happen trockenen Brodes weiter.“

Für Schöneberger wurde dieser Abend ein ziemlich kostspieliger...

Ihre Ehrlichkeit.

Skizze von Anna Wahlenberg. Autorisierte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Bert Sanders.

Auf dem Herrenhofe war gerichtliche Aufnahme. Die Beamten gingen von einem Zimmer ins andere, besichtigten, berechneten und notierten. Und überall wurden sie getreulich von dem jungen Besitzer begleitet, der eigentlich kein rechtmäßiger Majoratsherr war, denn er war weder durch Geburt noch durch Erziehung dafür ausersehen.

Vor einigen Monaten hatte er noch in der Stadt gearbeitet, da war die Erbschaft wie vom Himmel auf ihn herabgefallen. Der Onkel, der alte Besitzer, hatte außer ihm noch mehrere Nefen, und er hatte niemals Grund gehabt zu der Annahme, daß er zum Haupterben auserwählt sei. Seit einem Vierteljahr wohnte er nun hier draußen und versuchte, sich mit seiner neuen Ehre und Würde vertraut zu machen. Aber er hatte sich bisher noch keine große Autorität zu schaffen vermocht. Die Leute betrachteten ihn etwas geringschätzig. Es genügte nicht, daß er human war; Inspektor und Großknecht, die er bei allen Dingen um Rat fragte, würden ihn recht bald an der Nase herumführen.

Fräulein Charlotte, die seit acht Jahren die Aufsicht im Hause hatte, schüttelte vor ihren Freunden den Kopf, wenn sie über die Zukunft des Hofes sprach. Am liebsten wollte sie sich zurückziehen und mit ihrem Spargeld ein kleines Geschäft in der Stadt eröffnen. Und welche Folgen dieser Schritt für die ganze Weirtschaftung nach sich ziehen würde, das vorauszusagen, verbot ihr ihre Bescheidenheit. Aber man konnte es sich ja vorstellen!

Heute bei der Aufnahme war sie womöglich noch unentbehrlicher als sonst. Der junge Herr rief sie beständig. Er hatte eine große Liste in der Hand und konnte einzelne Gegenstände ohne ihre Hilfe kaum finden.

Aber so oft sie gerufen wurde, zitterte sie ein wenig vor Unruhe, und das Blatt in seiner Hand fesselte ihren Blick mit faszinierender Kraft. Sie trat so nahe wie möglich an ihn heran, so nah, daß sie hätte lesen können, was da stand, wenn er den Bogen nicht so trampfhaft an sich gezogen hätte. Es war etwas Mystisches um dieses weiße Papier, etwas, das ihr diese Schreden des Unbekannten einflößte. Sie hätte nie geglaubt, daß der alte Herr seine Besitztümer so in Ordnung gehalten und alles so genau aufgeschrieben hatte.

Nun rief der Herr wieder. Sie mußte noch einmal in den Salon gehen, wo die drei Herren mit ihren Papieren umhergingen, Gegenstände in die Höhe hoben, begutachteten und notierten.

„Wo ist die kleine Pendeluhr, die hier auf dem Kamin stand?“ fragte der junge Hausherr.“

„Die Pendeluhr?“ „Ja, die aus sächsischen Porzellan mit den Engelsbildern, die einen Kranz halten. Sie stand stets hier auf dem Gessims. Ich konnte sie schon als Kind.“

„Ach so, die. Aber sie steht schon lange nicht mehr hier. Der alte Herr hat sie gewiß verschenkt. Er hat so viele Sachen weggegeben.“

„Sie wissen also nicht, wo sie ist?“ „Nein“. Jedoch als sie das sagte, schien es ihr, als sähen der junge Herr und die beiden andern sie ganz merkwürdig an, und als sie dann im Korridor plötzlich die wohlbestimmten Schritte des Hausherrn hinter sich vernahm, bekam sie heftiges Herzklopfen.

„Fräulein Charlotte“, sagte er mit seiner tiefen Stimme, „ich wollte Ihnen nur sagen, daß die Tür zu Ihrem Zimmer neulich offen stand, als ich durch den Korridor ging, und da ich hineinschaute, sah ich die kleine Uhr auf Ihrem Schreibtisch.“

Fräulein Charlottes Gesicht wurde bleich und starr. Sie hatte angenommen, daß der alte Herr ihr die ganze Einrichtung ihres Zimmers zum Dank für treue Dienste testamentarisch vermacht habe. Die Uhr betrachtete sie als dazugehörig, da sie seit längerer Zeit auf ihrem Schreibtisch stand. Wenn man sie gestern nach dem Verbleib gefragt hätte, würde sie auch frank und frei ihre Meinung geäußert haben, aber seitdem der junge Herr mit der Liste herumging, war sie ungewöhnlich nervös und schen. Solche Papiere, die alles um einen ausfindig machen, sind die reinen Possibilitäten.

Nach einem Moment hatte sie sich jedoch erholt.

„Ach, die meint der Herr?“ sagte sie belustigt. „Das habe ich nicht verstanden. So, die ist sächsisch? Ja, die habe ich natürlich drin bei mir. Meine Uhr war nämlich im Winter einmal nicht in Ordnung, und da sagte der alte Herr, daß ich diese inzwischen nehmen kann. Und so ist sie dummerweise stehen geblieben.“

„Ich werde mitkommen und sie holen“, sagte der Hausherr.

Die Uhr stand jedoch nicht mehr über dem Schreibtisch. Vor Schreck über die Aufnahmefähigkeit Fräulein Charlottes sie mit den andern Sachen in eine Schublade getan, denn vielleicht kam man auch in ihr Zimmer, Umhau zu halten.

„Ich hatte heute hier Großreinemachen, und um sie vor Staub zu schützen, legte ich sie beiseite“, sagte sie und holte die kleine Uhr hervor. „Das ist wirklich sehr nett von Ihnen, mit anderer Leute Sachen so sorgfältig umzugehen“, bemerkte der junge Herr.

Fräulein Charlotte wußte auf einen raschen, mißtrauischen Blick auf ihn, jedoch sein gutmütiges Gesicht blieb unangetastet. Nur fuhr sie seine Augen im Zimmer herum.

„Bestes Fräulein“, sagte er, „auf dieser Liste befinden sich alle Gegenstände, die mein Onkel als Andenken hinterlassen hat. Und wenn sich außer der Uhr auch noch andere Sachen hierher verirrt haben sollten, die nicht hergehören, wäre es vielleicht richtig, sie herauszugeben. Sonst schneiffeln die Beamten hier auch herum, und das sind dreiste Leute.“

„Vielleicht darf ich einmal in die Liste schauen, dann könnte ich bald angeben, wo die Gegenstände sich befinden“, meinte sie und streckte etwas unsicher die Hand danach aus.

„Nun, Sie werden wohl wissen, was nicht zur Einrichtung gehört.“

Sie wandte sich kurz um und begann, die Sachen im Zimmer zu rufen und zu werfen. „Es ist am besten, daß ich alles herbeige, was ich besitze“, sagte sie, „denn ich kann ja nicht wissen, was auf der Liste steht.“

Und aus Versteckplätzen, Winkeln und Schubladen kamen viele kleine und große Sachen zum Vorschein, die aufeinandergelegt wurden, der Haufen wuchs und wuchs. Da gab es Sophas und Lampen, Stuhlbezüge, Silberfachen, Dedeln und Möbelstücke, selbst Stühle und Bänke. Der junge Herr stand ruhig dabei, nahm dies an sich, schob jenes fort. Und als Fräulein Charlotte sich endlich mit feuerrotem Gesicht aufrichtete und nichts mehr hervorzuholen hatte, deutete er auf einen Teil der Sachen.

„Das erkenne ich an, aber das übrige gehört zur Einrichtung.“

Nun brach sie in einen Strom von Worten und Tränen aus. Acht Jahre lang hatte sie dem alten Herrn treu gedient. Sein Hab und Gut hatte sie wie ihr eigenes gehalten, und deswegen hatte sie es gewagt, die Sachen zu benutzen, wie man das so untereinander in einem Hause tut. Aber das war natürlich sehr, sehr unrecht von ihr gewesen. Und nun bekam sie Vorwürfe.

„Ja, ja, Fräulein Charlotte“, sagte er lächelnd und nickte ihr zu, „man bringt alles durcheinander, und dann glaubt man leicht, es gehöre zur eigenen Einrichtung.“ Damit verließ er schwer beladen das Zimmer.

Ihr erster Gebante war zu kündigen. Der Hund in ihrem Zimmer wird natürlich herausträumen. Fürs ganze Leben wird sie beschämt, gebannd sein. Keinem Menschen würde sie mehr ins Gesicht sehen können. Aber fortgehen hieß ja, sich schuldig fühlen. Man würde sagen, daß sie entlassen worden sei. Und das war durchaus nicht der Fall. Im Gegenteil, der junge Herr hatte ja nichts gesagt. Glaube er wirklich, daß die Sachen aus Vergeßlichkeit in ihrem Zimmer geblieben waren? Und übrigens, wenn sie genau überlegte, beruhte wirklich alles auf Vergeßlichkeit. Sie hatte doch wohl das Recht, es sich in ihrem Zimmer mit Schaukelstuhl und Kissen bequem zu machen, und sie konnte doch nicht wissen, daß die Sachen zum Aufschreiben an Ort und Stelle stehen mußten, sie war doch kein Rechtsgelehrter.

Je mehr sie darüber nachdachte, um so unschuldiger fand sie sich. Und der junge Herr schien auch zu meinen, daß sie durchaus nicht unrecht gehandelt hatte, sonst würde er wohl etwas gesagt haben.

Nein, sie wollte abwarten. Sie merkte, daß der junge Herr auch zu andern nicht über die Sache gesprochen hatte. Bei den Wahlzeiten war er

stets ruhig, freundlich und gütig wie zuvor. Und nach einigen Wochen hatte sie selbst die ganze Geschichte vergessen. Das einzige Resultat dieser kleinen Episode war ein gewisses Dankbarkeitsgefühl gegen ihren Herrn. Mit Rat und Tat wollte sie ihm helfen, wo sie nur konnte. Bei den Mahlzeiten gab sie ihm alle möglichen nützlichen Winke. O, sie besaß Menschenkenntnis, auf sie konnte er hören!

Der junge Herr nickte und dankte ihr für alle Fürsorge.

Eines Tages begegnete sie ihm mit einem ernsten, geheimnisvollen Gesicht. Nach dem Mittagessen fragte sie:

„War der Herr vielleicht eben beim Großknecht?“

„Nein, wir führen unsere Unterhaltungen außer dem Hause oder im Bureau.“

„Aber der Herr müßte wirklich zuweilen hingehen. Da gibt es manches zu sehen.“

„Zu sehen? Was denn?“

„O, Blumen. Viele schöne Blumen.“

„So. Es ist ja nett, daß er sich mit Blumen beschäftigt. Man sagt, wer Blumen liebt, ist gut.“

Run blickte Fräulein Charlotte ihn mit großen, strengen Augen an.

„Vielleicht nicht immer. Es gibt Leute, die Blumen lieben, Blumen anderer, um Nutzen daraus zu ziehen.“

„Blumen anderer?“

„Ja“, sagte sie lebhaft. „Es heißt nämlich, daß die Frau des Großknechts von dem Gärtner Sprößlinge bekommt, die sie großzieht, bis sie blühen, und die sie dann in der Stadt für eigene Rechnung verkauft. Aber glaube das, wer will, dachte ich und habe sie lange beobachtet, weil ich stets um des Herrn Wohl besorgt bin. Und ich rote dem Herrn nun, die Augen aufzutun. Die Leute sind nicht ehrlich. Man kann nur wenigen vertrauen.“

Sie sah ihn mit offenem, treuerzigem Blicke an.

„Hm...“ erwiderte der junge Herr.

„Die Großknecht'sfrau und der Gärtner sind gute Freunde. Der Herr müßte wirklich hingehen und sich den großen Rosenstod mit fünf Rosen und vielen Knospen ansehen, der jetzt bei ihr steht, und leiser fuhr sie fort: „Gestern stand er noch im Gewächshaus. Aber sie glaubt wohl, daß er in ihre Hütte besser paßt.“

Der junge Herr kreuzte die Arme, lehnte sich in seinen Stuhl zurück und blickte sie mit seltsam lächelnden Augen an.

„Vielleicht glaubt sie, daß er zur Einrichtung gehört.“

Wie eine aufgeschreckte Katze sprang sie empor. Sie zitterte an allen Gliedern.

„Der Herr meint, daß ich ebenso bin wie diese Diebsmadame! Wenn eine treue Dienerin, die achteinhalb Jahr ein Haus zusammengehalten hat, auf ein paar Tage eine gebrochene Uhr und ein Sofa kauft, was zusammen ein paar Pfennige wert ist, dann ist es das selbe, als wenn jemand für hundert Mark seine Blumen aus der Drangerie stiehlt!“

Der junge Herr strich seinen Schnurrbart und sagte nichts.

„Zur Einrichtung gehört! Das ging auf mich“, fuhr sie erregt fort. „Doch es gibt eine Grenze der Un-dankbarkeit und eine Grenze des Duldens und Leidens. Das ist heute mein letzter Tag hier! Bitten Sie mich nicht, zu bleiben, denn ich tue es nicht. Wo man ehrliche Menschen von unehrlichen nicht besser unterscheiden kann, da bleibe ich nicht. Mein ehrlicher Name ist mein ganzer Reichtum, und den will ich nicht riskieren.“

Nun hatte sie gesprochen, und mit erhobenem Kopf verließ sie das Zimmer, um ihre Sachen zu packen und in die Stadt zu ziehen.

Der junge Herr saß auf dem Sofa und rauchte eine Zigarette. Seinen Mund umspielte ein leises Lächeln.

— Der süßeste Ton. Bierhuber (als er anzupfen hört zu seinen lärmenden Kindern): „Rinderle, seih still, es wird anzapft!“

— Eine poetische Absage.

Ein junges Paar das sich in den Ehestand begeben wollte und um die Einwilligung des Herrn Papa bat, erhielt von demselben folgenden Bescheid: „Sie hat nichts und Du beschleichen; Dennoch wollt Ihr wie ich sehe, Zu dem Bund der heiligen Ehe Euch bereits die Hände reichen. Kinder, seih Ihr denn von Sinnen? Ueberlegt Euch das Kapitel: Ohne die gehörigen Mittel Soll man keinen Krieg beginnen!“